Dima Burienin.

Eine Ostergeschichte aus dem Russischen von **O. Zehnpfund.**

Tamara Fedorowna, die einzige Tochter des Fabrikbesitzers Kirilow, die vielbemorbene, unnahbare Schönheit mit dem Fürstengesicht, saß im Erkerzimmer der väterlichen Villa und beobachtete die Straße, die vom Bahnhof dort vorüberführte. Gespannt sah sie nach der düsteren Eisenbahnbrücke, unter welcher die Straße hindurchlief, als erwarte sie von dort Jemand.

Die Marmoruhr auf dem Kamin schlug eben neun. Sie lauschte: — Pferdegetrappel — Wagenrollen —.

In demselben Moment meldete das Stubenmädchen: „Herr Rodian Usdorff," wobei sie ein kostbares Bouquet auf das kleine Tischchen vor Tamara hinlegte.

Tamara blickte ärgerlich nach der Thür und wollte aufstehen, besann sich aber wieder und sagte kurz: „Soll warten."

Das Mädchen ging.

Jetzt rollte ein offener grüner Wagen unter der Eisenbahnbrücke hervor — die Post — vor diesem sprengte eine Abtheilung Kosaken, rechts und links ebenfalls Kosaken und ein kleiner Trupp bildete den Schluß.

Tamaras Wangen bekamen Farbe, als sie den Zug heransprengen sah. An der Spitze ritt ein junger Offizier — Dima Burienin — wie mit dem Pferde zusammengewachsen, trotz des gestreckten Galopps, den Säbel quer über die Mähne des Pferdes, den Blick nach allen Seiten wendend. Hinter ihm seine Schaar mit den drohenden Knuten in der Rechten.

Jetzt raste die Kavalkade unten vorüber, der Offizier warf einen kurzen Blick nach dem Fenster, an dem Tamara saß, senkte seinen Säbel, zum Morgengruß. Tamara neigte den Kopf und blickte der Schaar nach, bis sie in den ersten Häuserreihen der Stadt verschwand.

Das that sie nun schon seit Monaten, jede Woche zweimal, wenn die Geldpost ankam, die von den Kosaken noch immer begleitet wurde, trotzdem die Revolution schon im Sterben lag. Einmal war es den Banditen gelungen, die Post zu berauben und seit dieser Zeit fuhr sie nie ohne Militär-Eskorte, die der junge Kosakenoffizier vom Don, Dima Burientin, führte.

Welche Erinnerungen stiegen jedesmal in ihr auf, wenn sie den Offizier sah, ja, wenn sie nur an ihn dachte.

Dima Burienin war es gewesen, der damals, als die brandenden Wogen der Revolution alle Besitzenden hinwegzuspülen drohten, als Retter erschien. Sie sah ihn noch immer, wie er sich eine Gasse durch den Pöbel schlug, der damals die Thore der Villa mit Axten bearbeitete und das Blut Kirilows und seiner Angehörigen verlangte.

Tamara hatte damals zitternd am Fenster gestanden, an dem Fenster, an dem sie jetzt saß, und ihr letztes Gebet verrichtet, denn die Thüren gaben den krachenden Schlägen schon nach und dann wäre es um alle im Hause geschehen gewesen. Da blitzten Schüsse unter der Eisenbahnbrücke auf und wie der Sturm brauste eine kleine Abtheilung Kosaken heran. Weiber kreischten, Männer, die getroffen waren, stöhnten, und wo die wuchtig geführten Knuten hintrafen, platzten Rock und Haut.

Aber allzu bald war die kleine tapfere Schaar der Wuth des Pöbels zum Opfer gefallen, nur ein Offizier schlug sich noch muthig mit seinen Angreifern herum. Die Axtschläge begannen von neuem und der letzte Funke der Hoffnung, den Tamara beim Anblick der Kosaken empfunden, verlosch. Die Thüren gaben nach und wildes Poltern erscholl auf den Treppen. Da blitzten abermals Schüsse unter der Eisenbahnbrücke hervor, diesmal waren es Salven, der Pöbel, der noch außerhalb der Villa war, ergriff die Flucht, nur die Eindringlinge setzten ihr Zerstörungswerk im Hause fort. Jetzt stürzte der Fabrikbesitzer und seine Frau in das Zimmer Tamaras und hinter ihnen ihre Verfolger. Sie wären verloren gewesen, wäre nicht Dima Burienin in demselben Augenblick im Zimmer erschienen, der alles, was sich zur Wehr setzte, unter seiner wuchtigen Klinge begrub. — Endlich hatte er seine Arbeit gethan, legte seinen blutigen Säbel auf den weiß gedeckten Tisch und galant, wie er war, küßte er Tamara's zitternde Hände und stellte sich vor: Dima Burienin.

Und dann geschah etwas, worüber sie noch heute ihre Augen niederschlug: Ihr Vater griff in die Brusttasche und hielt Dima eine Hand voll Banknoten hin — er hatte es gut gemeint —, als Belohnung.

Dima hatte auf die Banknoten geschaut, dann ihren Vater von oben bis unten angesehen, dann waren seine Blicke zu ihr gewandert — er nahm langsam seinen blutigen Säbel vom Tisch, schob ihn ebenso langsam in die Scheide und gab ihm zuletzt noch einen heftigen Stoß, daß er laut klappend ganz hineinfuhr, dann hatte er sich auf den Absätzen herumgedreht und schritt ohne Gruß zur Thür hinaus. —

Zwei Monate lang hatte er das Kommando über die Wache, die unten im Hofe Tag und Nacht patrouillirte. Er schlief mit seinen Mannschaften bei den Pferden und ging jedem Annäherungsversuch ihres Vaters aus dem Wege. — Nur einmal hatte ihn der Fabrikbesitzer gestellt und befragt, was ihn verdrossen hat, und er hatte nur kurz erwidert: „Ein Offizier der Don'schen Kosaken thut seine Pflicht und wird dafür vom Kaiser belohnt."

Diese Abfuhr hatte den Stolz des reichen Fabrikherrn verletzt, der immer in dem Glauben gelebt hatte, mit Geld alles wieder gut machen und bezahlen zu können. — So oft das Gespräch auf den Offizier kam, murmelte er: „Arm wie die Bettler, aber stolz."

Seit jener Zeit hatte Tamara für niemand anders Augen, als für den jungen Kosaken. Sein Benehmen imponirte ihr, seine dunklen Augen konnten Zornesblitze schießen und seine Stimme klang, wenn er kommandirte, wie ein von der Sonne straff gespanntes Aeroplanseil, wenn ein geschickter Tambour einen Wirbel schlug.

Die Uhr schlug zehn und sie saß noch immer am Fenster und ihre Gedanken weilten bei Dima. Leise öffnete sich die Thür und das Stubenmädchen meldete zum zweitenmal: „Fräulein Tamara, Herr Rodian Usdorff wartet noch immer."

„Er soll kommen." —

„Guten Morgen, Tamarotschka . . ."

„Guten Morgen," erwiderte sie leise.

„Warum mußte ich so lange warten, Tamarotschka?"

„Weil mir Dein Besuch heute nicht genehm ist," sagte sie kurz und starrte wieder zum Fenster hinaus.

Rodian ging im Zimmer auf und ab, blieb vor ihr stehen und sagte in barschem Ton: „Wird das immer so sein, wenn Du erst meine Frau bist?"

Sie zuckte die Achseln.

„Was verdrießt Dich, was hast Du gegen mich?"

„Solange Du als Cousin zu mir kommst, habe ich gegen Dich nichts, aber wenn Du darauf bestehst, daß ich Deine Frau werde, so hasse ich Dich — Ich will nicht."

„Aber Dein Vater will es, und ich."

„Ich liebe Dich nicht."

„Aber ich liebe Dich," er trat ihr einen Schritt näher.

„Ich liebe einen Anderen."

„Wer ist es — ich bringe ihn um."

„Es ist Jemand, der bei einer Gefahr nicht aus dem Lande flüchtet, wie Du es gethan, es ist Jemand, dem ich es verdanke, daß ich heut noch am Leben bin, er ist ein Held, kein Feigling, wie Du —"

Rodian war blaß geworden — seine Nasenflügel zitterten und er ballte die Fäuste.

„Aha, dieser Kosak," versuchte er zu höhnen, aber es gelang ihm nicht recht, denn mit dem Kosaken sich zu schlagen, das wollte wohl erwogen sein. „Also an diesen Bettler willst Du Dich hängen?"

„Schweig," rief sie mit bebender Stimme.

„An diesen Bettler also," wiederholte er.

„Ein muthiger Bettler ist mir lieber, als ein reicher Feigling."

Dieser Hieb saß. — Rodian ging langsam hinaus, in der Thür wandte er sich um: „Will 'mal hören, was Dein Vater darüber denkt." —

Ihr Vater sollte denken und sagen, was er wollte. Sie war mit Dima einig, sie würde mit ihm gehen, wenn er wieder zurück an den Don mußte, das war beschlossene Sache.

Tamara ließ den Sturm von Vorwürfen geduldig über sich ergehen.

„Ich will haben, daß das Kapital in der Familie bleibt, was willst Du mit einem Offizier, der nichts weiter kann, als kommandiren . . ."

„Und bedrängten Leuten das Leben retten," ergänzte sie.

„Er hat mir ja selber gesagt, daß es seine Pflicht ist."

„Ich will einen Mann haben, der treu seine Pflicht erfüllt; — war es vielleicht nicht Rodians Pflicht, bei seinem alten Vater zu bleiben? Und was hat er gethan? Ausgerissen ist er, wie ein Schulbub und hat Ansichtskarten vom Ausland geschrieben. — Er ist daran schuld gewesen, daß unsere Arbeiter wild wurden, er hat Dich so lange überredet, bis Du ihnen alles verweigertest, und dann, als er sah, und da kam ein wildfremder Kosak, der daß es ernst wurde, da ist er gegangen — hier mehr that, als seine Pflicht war, und der nachher noch seine Pflicht that, als er von Dir beleidigt wurde — ich bin mit Dima einig, ich liebe ihn und er liebt mich — ich will einen Mann haben, den ich achten kann — und Rodian hat sich wie ein Lump betragen . . ."

Kirilow kratzte sich hinter den Ohren. — Freilich, Rodian war feige davongelaufen — aber wer läuft nicht davon, wenn es ihm an den Kragen gehen soll — ein wüthendes Volk versteht keinen Spaß. — Er ging hinaus in sein Zimmer und las die Zeitung.

„Die Kosaken kehren am Ostermontag nach dem Don zurück," las er da. — Es seien keine Störungen mehr zu befürchten — Na, da würde Tamara schon anderen Sinnes werden. — In zwei Tagen also gehen sie fort. — Heute war Ostersamstag. —

Am Abend sollte ein Umzug durch die Straßen stattfinden — zum Abschied, nach zwölf Uhr gab die Stadtverwaltung den Offizieren ein Festessen, wozu die angesehensten Bürger geladen waren — also auch der Fabrikbesitzer Kirilow — Rodian würde wohl auch anwesend sein.

Kirilow überlegte, ob er auch seine Tochter und seine Frau mitnehmen wollte.

Um ein Uhr kam die Post — eine Einladung der Familie Kirilow zum Abschiedsfest der Kosaken. — Er konnte nicht gut wegbleiben. —

* * *

Krassinskis große Konzerthalle auf dem Ring war festlich erleuchtet, die Equipagen brachten die vornehmste Gesellschaft der Stadt, drinnen ertönten von zwei Kapellen die Weisen schwermüthiger russischer Kompositionen, Kosaken bildeten in der langen Eingangshalle Spalier.

Gegen elf Uhr Nachts wurden die Speisen aufgetragen, und als kurz vor zwölf Uhr der Batjuschka, der russische Geistliche, erschien, verstummte die Musik. — Der Geistliche segnete die festlich geschmückte Tafel und mit dem Schlage zwölf, an dem die russische Fastenzeit beendet ist, ertönte von Podium die Tafelmusik und das Essen begann. —

Nach einer Stunde erscholl es aus allen Richtungen: „Christos woschres" (Christus ist auferstanden) und man küßte sich untereinander.

Auf diesen Moment hatte Rodian Usdorff gewartet — er wollte sich mit Tamara versöhnen. Langsam schritt er auf sie zu.

Dima Burgienin, der ebenfalls auf diesen Moment gewartet hatte, kam ihm zuvor. Er trat mit schnell entschlossenen Schritten auf Tamara zu: „Christos woschres", und küßte sie lange auf den Mund.

Rodian stand wie versteinert, er wagte nicht, Tamara zu küssen, denn er empfand eine innere Angst, als er dem scharfen Blick Dimas begegnete. Jetzt ging Dima auf Kirilow zu, küßte ihn und sagte:

„Sie wollten mich damals belohnen, ich erkenne Ihren guten Willen an, belohnen Sie mich jetzt, aber nicht mit Ihrem Mammon, denn den besitze ich selber. Geben Sie mir Tamarotschka, ich will sie zur — Fürstin Burienin machen . . ."

Eine Weile blickten sich die beiden Männer in die Augen. —

„Sie sind . . ."

„Fürst Dimitri Alexandrowitsch Burienin," sagte der Offizier lächelnd und verbeugte sich.

„Dima," rief Tamara und umarmte ihn. —

Da Kirilow noch immer keine Worte fand, kam ihm seine Frau zu Hilfe. Sie umarmte den Offizier: „Christos woschres, — ich heiße Sie als unseren Schwiegersohn willkommen." — — —

Rodian Usdoff schlich sich, unbemerkt von den Anderen, in die dunkle Osternacht hinaus.

Sein 1. April.

Humoreske von **Jos. Zidermuc.**

Der Latein-Professor Bösich am städtischen Ober-Gymnasium zu S. ging auf Freiersfüßen. Verliebt war er wohl nicht, dazu nahm er sich nicht die Zeit. Er wollte die Jungfer Eulalia heirathen, um nicht ins Wirthshaus gehen zu müssen; denn er wollte den zweiten Band seiner „Abhandlung über die lateinischen Verba erster Konjugation", an der er seit Jahren arbeitete, in Angriff nehmen. Dazu sollten die Abende gehören und eine Frau sollte dafür sorgen, daß er an seinen Bedürfnissen keinen Mangel leide, bei Tage gehörte er ja seinen Schülern.

Jungfrau Eulalia war die zwar etwas verblühte, doch noch sehr heirathsfähige Tochter des Steuereinnehmers Wokurka. Man empfahl sie dem Professor, sie wäre so gut vom Herzen, zahm und unschuldig wie ein Täubchen, literarisch gebildet, und die Leckerbissen der Küche wären ihr nicht unbekannt. — Nur einer, und zwar der Wirth vom „Schwarzen Adler", meinte unter vier Augen, sie wäre eine Suffragette, — aber das sagte er natürlich aus purem Geschäftsinteresse, weil er seinen langjährigen Gast, den Professor, nicht gerne verlieren wollte. So was versteht man ja. —

Der Professor Bösich setzte sich also mal in das leere Konferenzzimmer seines Gymnasiums, nahm einen ganzen Bogen Papier und schrieb eine Dissertation über die klassische Römerin Agrippina, die tugendhafte Gemahlin des Germanicus, wünschte, die holde Jungfrau Eulalia Wokurka möge seine Agrippina werden und bat um ihre Hand. —

Postwendend erhielt er sie.

Am 31. März fand die Hochzeit statt und die neidvolle Welt gratulirte. Die Hochzeitsreise sollte erst nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeit über die Verba erster Konjugation stattfinden und Eulalia übernahm daher mit 1. April die weiblichen Tugenden einer Professorenfrau.

Punkt 12 Uhr dieses Wonnetages kam der Professor zu seinem ersten häuslichen Mittagstisch freudigst heim. Sein Frauchen saß am Schreibtisch und hielt die Tageszeitung in der Hand. Als sie ihr Männchen erblickte, sprang sie auf.

„Männi," rief sie eifrig, „denke Dir diese Gemeinheit, die Stadtgemeinde weigert sich, das bisher anstandslos von uns Frauenrechtlerinnen benützte Versammlungslokal uns weiterhin zu überlassen. Infam! Dazu im letzten Augenblick. Was jetzt? Mein heutiger Vortrag über die „Rechte der Frauen in der Steinzeit" kann nicht verschoben werden. Ich bin genöthigt, unser großes Empfangszimmer frli unsere Vortragsabende bis auf weiteres zu reserviren."

„Aber wir speisen doch jetzt," erlaubte sich der hungrige Professor zu bemerken.

„Was Dir nicht einfällt, Mann, ich lasse in meiner Wohnung nicht kochen, Spiesebüfte dulde ich nicht, das mußt Du Dir ein für allemal aus dem Kopfe schlagen, wir Suffragetten sind keine Köchinnen der Männer, bitte."

„Ja, aber Abends doch," wagte nochmals das arme Professorchen zu repliziren.

„Abends? Wo denkst Du hin? Sehe Dir meine Stundeneintheilung an, jeder Tag hat sein Arbeitspensum. Ich muß meinen Pflichten als Vorsteherin des „Vereins für Frauenrechte" voll und ganz nachkommen, wenn ich mich nicht einer groben Pflichtverletzung als Frauenrechtlerin schuldig machen will. Das wirst Du doch nicht wollen. Wir haben gleiche Rechte."

„Liebe Eulalia, zu was hast Du denn eigentlich mich geheirathet?" Und der Professor machte mit diesen Worten einen verzweifelten Gegenangriff.

„Ja, mein lieber Mann, Du wirst doch einsehen, daß ich mich doch nicht ewig „die alte Jungfer Wokurka" schimpfen lassen konnte, zudem konnte ich nur als Frau Professor eine hervorragende Rolle unter den Suffragetten einnehmen, diesen Ehrgeiz wirst Du mir doch nicht übel nehmen. Bist Du doch damit auch von dem hübschen Titel „der alte Junggesell" befreit worden. Und wir zwei geben nur der Welt ein Beispiel, wie die Gleichberechtigung in der Ehe sein soll."

„Aber für mein Geld!" Damit warf der Professor seinen letzten und größten Trumpf aus.

„Dein Geld? Aber lieber Mann, weißt Du denn nicht, was Gleichberechtigung ist? Habe ich Geld, so helfe ich Dir aus und hast Du Geld, so hilfst Du mir aus. Gleiches Recht muß sein in der Ehe, so ergänzen sich ja die ehelichen Pflichten. Also bitte, da wir gerade bei diesem Thema sind, — hast Du vielleicht 20 Mark bei Dir? — So, — 's ist gut, 20 genügen einstweilen. Also auf's Wiedersehen, Männi, morgen um dieselbe Zeit."

Und Eulalia, die „Suffragetten-Agrippina", ging, der Professor blieb, sein Kopf brummte und sein Magen knurrte. — Er wußte nicht recht, in welchen seinen Gehirntheil er die Mittheilungen seiner erst eintägigen Ehehälfte plaziren sollte, war doch sein Kopf voll mit den „Verben der ersten Konjugation"! — Es gelang ihm erst nach einer geraumen Weile, sich des unnützen Ballastes zu entledigen und für die „Substantiva" Eulalia's drin Platz zu machen. Dann begriff der Professor. —

„Der wievielte ist denn heute?" frug er sich und sah den Wandkalender an.

„Ah, der 1. April! Hast Dich aber ordentlich dran getriegt, Professorchen!" rief er schließlich sich selbst persiflirend aus.

Dann ging er wieder zum „Schwarzen Adler". —

Der Glöckner.

Skizze von **Maurice Level.**

Von der höchsten Höhe seines Glockenthurmes überwachte der Glöckner die Stadt. Er sah sie fern und eben zu seinen Füßen ausgebreitet. Der zwischen seinen Ufern dahineilende Fluß war für ihn nur ein durchsichtiger Wasserfaden. Die Bäume standen zusammengeschaart auf dem Erdboden. Blaue Dächer breiteten sich über weiße Mauern. Und die Fußgänger glitten als kleine Flecken über den flachen Boden der Gäßchen.

Als er zu alt geworden war, um seine tägliches Brod zu verdienen, hatte man ihn dort oben auf dem halben Wege zum Himmel hingesetzt, damit, wie er sagte, der liebe Gott nur die Hand ausstrecken brauche, um ihn zu holen . . .

So lebte er neben den Glocken dahin, indem er dem sehnsüchtigen Flug der Raben über den Wolken zusah, über ihre unbeweglichen, zur Seite gezogenen Flügel nachsann, oder seine Blicke durch das runde Loch der Diele hindurch den braunen Stricken folgen ließ, die in die tönende Tiefe des Kirchenschiffs, bis zu den Steinfliesen der Kirche hinabführten. Die gähnende Oeffnung, durch die der Körper eines Menschen bequem hindurchgleiten konnte, verursachte ihm nicht den geringsten Schwindel.

Um die Einförmigkeit dieser Verbannung zu beleben, erhielt er täglich den Besuch seiner Tochter, die ihm sein Essen hinaufbrachte. Er erkundigte sich dann nach allem, nach den Ernten, die er im Winde unter sich schwanken sah, nach den Herden, die er von weitem durchzählte, so daß er — obgleich er fast fünf Jahre nicht hinabgestiegen war, weil seine armen Beine ihn nicht wieder bis zu seinem hohen Sitze hinaufgetragen hätten — allen Lebenszeichen der Stadt folgte, ohne daß ihm auch nur eines entging.

Bisweilen stieg wohl ein Reisender bis zum Kirchthurm hinauf. Dann gefiel er sich darin, ihm das Land, seine Gehölze, seine Straßen zu zeigen: „Das ist der Weg zum Hauptorte. Dieses ist das Bürgermeisteramt, und dort, ein wenig weiter, die Schule. In dieser Umfriedung, hinter den hohen Pappeln, liegen die Ruinen einer alten Abtei. Von hier aus schlugen die Engländer während des hundertjährigen Krieges eine Bresche in die Wälle. Im Jahre 1870 hatten die Preußen ihre Kanonen auf jenen Hügel gestellt, den man den Lerchenhügel nennt. Sie werden all diese Namen auf keiner Karte finden, aber ich könnte Ihnen, Baum für Baum und Haus für Haus alles benennen, was Ihr Blick nur umfaßt . . ."

Eines Abends, als er sich zu Bette legen wollte und seiner Gewohnheit nach ein letztes Mal Ausblick hielt, sah er in der Ferne ein Licht leuchten. Die Thurmglocke hatte schon lange Mitternacht geläutet. Wer mochte zu solcher Stunde noch nicht schlafen?

Er wartete, in dem Gedanken, daß das Licht verlöschen würde. Doch das Licht begann zu laufen, ließ eine leuchtende Spur hinter sich zurück, und plötzlich strebten Flammen, lange Flammen, ganz gerade in den friedlichen, kaum von einem Windhauch bewegten Himmel hinauf.

„Hallo", sagte der Alte, „da brennt es ja! . . . ."

Er kannte die Gegend so gut, daß er sich sofort orientiert hatte. „Es ist ganz dicht bei den Wällen . . . Ich möchte wetten, zwischen dem Waschplatz und der Abtei."

Bei dem rothen Lichte hoben die Häuser sich ganz deutlich von der Weiße des Bodens ab, und bei diesem grellen Feuerschein unterschied der Alte die Bäume der Abtei, das Wasser des Waschplatzes und den länglichen Umriß der Heufuder auf den Feldern.

Er zählte:

„Die letzte Pappel . . ., der Pachthof von Minoret . . ., die Heuschober Jamy's . . . eins . . . zwei . . . drei . . . Der Weg nach Paris . . . Der Uebergang . . . Ein Heuschober . . ., zwei . . . Aber, das ist ja . . . ."

Ein Schrei blieb in seiner Kehle stecken. Das brennende Haus war das Haus seiner Tochter.

Genauer noch als sein Blick, errieth seine Gedanken alles, was sich zwischen jenen Mauern zutragen würde: Die Kinder, die nichts von der Gefahr ahnen, schlafen . . . Das Feuer erreicht die Scheune . . . Der Getreidevorrath beginnt aufzuflammen . . . Der Rauch des frischen Strohs schlägt durch die leichte Decke hindurch . . . Sie erwachen, sind kopflos, eilen durch die Dunkelheit hin und her . . ., der Rauch wird drückender — Die Ausgänge sind unauffindbar . . . Die Kleinen klammern sich an ihre Mutter . . . Gräßliche Schreie mengen sich in das Prasseln der Feuersbrunst . . . . Krachend stürzt das Dach ein! . . . Dann Schweigen . . . Hohe Flammen steigen aus rauchenden Trümmern auf . . . dann nichts mehr . . . nur noch das jubelnde Lied des knatternden Feuers! . . .

All das würde sich in einem Augenblick abspielen. Wer, außer ihm, sollte zu so später Stunde die Flammen bemerken und Lärm schlagen?

Er rief: „Feuer Feuer!" Seine Stimmer verhallte im Wind. „Meine Kleinen . . ., meine Kleinen werden verbrennen!"

Die Flammen wuchsen an. Die Hände über die Augen gelegt, um nichts mehr zu sehen, wich er zurück, als plötzlich seine Schultern an etwas stießen. Instinktiv streckte er die Arme aus und seine Finger berührten die Glocken. Es war wie eine Erleuchtung. Er faßte sich wieder:

„Die Glocken! . . . Das ist die Rettung! . . . Der Feuerlärm . . ., das Erwachen der Stadt, die sichere Hilfe . . ., das Sturmläuten!"

Straucheln, da seine Knie an Balken stießen, tastend, schritt er auf die Stricke zu. Fast wahnsinnig sprach er mit lauter Stimme, und wandte den Kopf bei jedem Schritt, um den Verlauf der Feuersbrunst zu überwachen. Mit seinen geöffneten Händen schlug er die leere Luft, weinte und stammelte:

„O meine Glocken, meine guten Glocken! Heute werdet ihr mir zu Hilfe läuten. Ihr werdet euren Ruf in das Schweigen werfen und eure laute Stimme wird die Stadt aufwecken . . . Wartet, wartet . . ., ihr werdet am Ende meiner alten Arme tanzen, gute Glocken . . ."

Ein Seufzer hob seine Brust. Seine Finger waren dem Strick begegnet. Zu seiner ganzen Größe aufgerichtet, mit erhobenen Armen und zitternden Händen, ergriff er ihn. Dann preßte er die Kiefern zusammen, stützte einen Fuß an die Wand, den andern an den Rand des gähnenden Loches, über dem die große Glocke hing, und begann aus Leibeskräften zu ziehen. Aber seine Hände glitten an dem glatten Stricke ab.

Mit angespannten Muskeln riß er immer stärker an dem Strage, er fiel in die Knie und die Glocke rührte sich nicht.

Er zog . . ., zog . . . Verlorene Mühe! Er stieß mit geballten Fäusten an das Erz. Und vergebens begannen seine Hände zu bluten.

Am Ende seiner Kräfte, hielt er inne: „Was werde ich sehen, mein Gott! Was werde ich sehen!"

Nachdem er ein wenig zu Athem gekommen, kehrte noch ein letzter Rest von Kraft in seine Seele zurück:

„Da ich zu schwach bin, um einen so kurzen Strick zu ziehen, so geht es vielleicht von unten, von der Sakristei aus, wo die Buben die Hochzeiten und Taufen einläuten . . ."

Er überschritt die Plattform. Seine Beine konnten ihn kaum mehr tragen. Zweimal fiel er und stand, ganz zerschlagen, wieder auf. Aber als er die Thür öffnete, die zur Thurmtreppe führte, überkam ihn ein Schwindel und er fiel, mit dem Gesicht nach vorn, auf die Stufen.

Blut lief über seine Arme, seine Hände, über sein altes, thränengebadetes Gesicht. Kaum noch sehend, richtete er sich auf, denn er begriff, daß er todt sein würde, bevor er dort unten angekommen wäre.

Auf den Knien schleppte er sich jetzt in den Schutzwinkel seiner Glocken zurück und flehte: „Mein Gott! Mein Gott! Ein Wunder . . ."

Dort ferne flammte es immer noch . . . Da beugte er seinen Kopf, schmerzstöhnend und lang auf dem Bauche liegend, über den Rand des schwarzen Loches, über dem der Schatten der schweigenden Glocken stand, und begann langsam, als ob er plötzlich wahnsinnig geworden sei, den Strick heranzuziehen.

. . . Und plötzlich klagte ein langanhaltender Glockenklang durch die Nacht, ein anderer folgte und die Stadt ward von diesen düsteren Rufen erfüllt. Leute erwachten . . . Fenster öffneten sich . . . Man eilte nach dem Ort des Unheils.

Thüren wurden eingeschlagen, und man ergriff die halberstickten Schläfer in all dem Rauch. Das Haus mit dem Strohdach fuhr fort zu brennen. Aber seine Bewohner waren unversehrt.

Als die Todesgefahr vorüber und die Tochter des Glöckners ihren Mann und ihre Kinder neben sich sah, gedachte sie des Alten, der dort oben Sturm geläutet und so fürchterliche Todesangst erlebt haben mußte. Da lief sie zum Glockenthurm.

Leute folgten ihr. Unterwegs sagte einer von ihnen:

„Habt Ihr bemerkt, wie sonderbar die Glocken klangen?"

„Ja, fünf, sechs mal, nicht mehr, schnell hintereinander, dann nichts mehr . . ."

„O," sagte ein anderer, „der Großvater hat eben keine festen Arme mehr!"

Eine kurzathmige Gevatterin murmelte: „Es ist überhaupt nicht vorsichtig, ihn dort oben zu lassen. Bald wird er garnicht mehr läuten können."

Sie waren am Fuße des Thurmes angelangt. Schon während die Glöcknerstochter die unebenen Stufen der Wendeltreppe emporklomm, rief sie:

„Vater! Vater! Wir sind es! Wir sind alle zu dir gekommen!"

Der kleine Menschentrupp, der keine Antwort erhielt, stieg höher. Als sie die Thür oben erreicht hatten, rief die Tochter wieder über die Plattform: „Vater! Wir sind es! . . . Wo bist du?"

Dann schrie sie in den Glockenthurm hinein: „Vater! So antworte doch! . . ."

Immer noch nichts. Furcht bemächtigte sich ihrer: „Mein Gott! Sollte ihm etwas zugestoßen sein?"

Einer der Anwesenden rieb ein Streichholz an. Vergebens durchsuchte er die Ecken und Vorsprünge. Doch plötzlich, da er sich über das runde Loch gebeugt, das von hier aus Helle in die Kirche sandte, wich er mit einem Schrei des Schreckens zurück. Am Ende des hängenden Strickes bewegte sich ein Körper dort, ganz unten, langsam, im leeren Raume, auf und ab.

Der Mann nahm seine Mütze ab und machte ein Zeichen des Kreuzes. Und während man die jammernde Tochter davontrug, begriffen sie alle, weshalb das Sturmläuten so seltsam geklungen, weshalb die Glocke fünf oder sechsmal gebebt hatte, und dann nicht mehr.

Da der alte Thürmer nicht anders läuten gekonnt, hatte er sich am Strick festgehalten und sich dann hinunter fallen lassen. Der sich überschlagende Körper hatte das Erz erbeben machen und sein Sterbenskampf das Sturmläuten der Glocken hervorgerufen.

Allah's Wille.

Afrikanische Skizze von **Jos. Zidermuc.**

Die Herren-Gäste des einsamen Schloßherrn von Szakolcza setzten sich zur Tafel. Die Zigeuner spielten. Als man die Perle seines Schloßkellers, den Tokayer, kredenzte, erhob sich der alte Graf Szakolcza mit dem gefüllten Glase in der Hand, die Musik verstummte und der Graf rief mit seiner tiefen Stimme:

„Auf das Wohl unseres lieben, glücklich aus der afrikanischen Wüste in sein einzig schönes Ungarland heimgekehrten Freundes, meines Gutsnachbars und Gastes Baron Oedön, Eljen! Und Eljen das Vaterland!"

Alles erhob sich, Eljen! scholl es durch den Saal und die Zigeuner gaben dazu ihren Tusch.

Nun nachdem das Ceremoniell abgethan, begann das gemüthliche ungarische Plaudern bei Cigarren und Wein.

„Hat, Oedön," frug der Schloßherr den Baron, „was ich sagen wollte, hast Du Dein famoses Schachspielen nicht ganz vergessen? Du weißt doch, daß ich, Dein alter Nachbar, ein eingefleischter Schachspieler bin und der Obergespan dort Dir vis-à-vis ist nicht mehr zu haben, seit ihn seine schöne Frau in Schach hält, ergo bearätom Oedön mußt Du wieder mein Partner werden. — Her mit dem Schachbrett, Hajduk, hörst!" wandte er sich an seinen seitwärts gehorsam harrenden Diener.

Doch Baron Oedön winkte ab.

„Verehrtester Graf," antwortete derselbe, plötzlich ernst und düster werdend, „nein, beim besten Willen nicht, ich kann ein Schachbrett nicht mehr sehen. Es ist mir auf meiner Reise in Afrika gründlich verleidet worden."

„Was? Du spielst nicht mehr. Ja, istenem, warum denn nicht, Oedön, sprich doch!" rief beinahe entsetzt der alte Graf.

„Kerem, bitte," rief einer nach den andern von den Gästen, „erzählen Sie uns doch, Baron Oedön, was ist daran schuld?"

Den Zigeunern wurde abgewunken und der Baron, den immer dringender werdenden Fragen und Bitten nachgebend, begann:

Es war im Jahre 1912, als ich mit meinem arabischen Jagdfreunde, dem Scheikh Achmed Sidi Salah in Mursuk, der fezzanischen Karawanenstadt, eintraf, um mich da einer Karawane nach Tripolis anzuschließen und wieder heimzukehren. In Mursuk erfuhr ich erst, daß das türkische Tripolis im Kriege mit Italien liege und daß es unmöglich wäre, durchzukommen. Ich beschloß daher den Umweg von Mursuk westlich über Ghadames nach Tunis anzutreten.

Von Mursuk bis Ghadames an der südlichen Spitze von Tunesien, durch die schwierig zu passirende Wüste von Edeyen waren ungefähr 30 Tagereisen per Kameel und von dort durch die Wüste El Erg nach der Hafenstadt Tunis fast ebensoviel. Nach Entlohnung meiner Leute verabschiedete ich mich vom Scheikh Sidi Salah recht herzlich, denn ein Wiedersehen dieser edlen Seele war ausgeschlossen, und bloß von meinem arabischen Diener Ali, den ich hierher mitgenommen, begleitet, schloß ich mich einer kleinen Karawane an, die auch nach Ghadames wollte. Ein Reitkameel für mich und ein Lastkameel für mein Gepäck mit Ali, war alles, was ich mitnahm. Die Schönheit der Wüste, die klaren, kühlen Nächte dort, das Heulen der Schakale, das Lagern am Feuer u. s. w. ist Ihnen aus den vielen Büchern der Afrikareisenden bekannt. Es ist immer dasselbe, auch der Wüstensturm, der Samum, er kommt und verschwindet. Es ist das nichts neues mehr. Die Unterhaltung der Karawanenführer bildeten aber keine Märchen, sondern die Kriegsnoth der Araber. —

Als wir ungefähr zwei Drittel unserer Reise nach Ghadames zurückgelegt hatten und die wüste Hochebene von Hammanda el Homra durchquerten, sichtete unser Führer eine große Staubwolke am Horizont. Es dauerte nicht lange, so wurden wir von einer bewaffneten arabischen Reiterschaar umringt und mit kurzen Worten in der Richtung woher sie gekommen, getrieben. „Befehl des Emirs!" hieß es.

Nach kurzer Zeit kamen wir in das ausgedehnte Zeltlager des Emirs, an einer Bir oder Wasserstelle. Vor einem großen, prächtigen Zelte, auf dem die grüne Fahne des Propheten wehte, machten wir Halt und ich als Weißer oder Franke wurde sofort zum Emir hineingeführt. Derselbe, ein schöner, älterer Araber in kostbarer Waffentracht, den Revolver vor sich, saß an Kissen gelehnt, auf einem farbenprächtigen Teppich, eine Cigarette im Munde, seine Augen ruhten unbeweglich forschend an mir. Ich begrüßte ihn auf orientalische Weise und da ich als ehemaliger Zögling der Wiener orientalischen Akademie und durch längeren Verkehr mit den Arabern und Berbern die Sprache Mohammed's beherrsche, so entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns:

„Wer bist Du?"

„Ein Löwenjäger, heimkehrend in sein Vaterland, welches das gleiche ist, wie Deine „Franks", die Münzen von der großen Sultanin Maria Theresia, mächtiger Emir."

„Ist es das Land des alten Sultans, den Allah so lange herrschen läßt, dem man sein Weib und seinen Sohn erschlagen? Ein Freund des El Kaiser, bei dem unser Enver Bey die Kriegskunst lernte? Gut, Effendi, sei mein Gast. Kennst Du das Königsspiel? Ja?"

„Ich stehe Dir, o Emir, mit dem edlen Spiele der Schah's zu Diensten," antwortete ich, mich verneigend.

„Allah hat Dich zu mir geführt, Du wirst mit mir spielen," rief der Emir erfreut. „Weißt Du, Effendi, wenn ich nicht kämpfe, so muß ich spielen." Dann, sich aufrichtend, schlug er auf ein Tambourin, ein Neger erschien, — ein kurzer Befehl und gleich lagen Schachbrett, Kissen und Erfrischungen am Teppich bereit.

„Was für Spieleinsatz giebst Du, Effendi?" frug nun der Emir, als die elfenbeinernen Figuren am Brette standen.

„Einsatz?" sagte ich verwundert, „wozu? Gewinnst Du, so hast Du ja die Freude des Sieges und verliere ich, so bleibt mir die Ehre, mit einem mächtigen Emir gespielt zu haben."

„Ein Spiel ohne Einsatz reizt nicht. Höre, was ich Dir sage, Du gibst Deinen „Vielschießer", mit dem Du die Löwen tödtest, als Einsatz. Ich gebe dagegen," sprach der Emir in demselben Tonfall weiter, fünf lebendige Italis, die ich beim letzten nächtlichen Angriff gefangen nahm, auf die Pferde legte und hierher brachte. Ich gebe Dir mein Wort als Anführer meines Stammes, diese Itali-Krieger gehören Dir, wenn Du die Partie gewinnst, Effendi. Allah sei mein Zeuge!"

Ich war verblüfft über einen solchen Einsatz, doch verzog ich keine Miene und erwiderte ruhig: „Mächtiger Emir, kannst Du diese gefangenen Itli-Krieger nicht lieber austauschen gegen die Deinen beim Feind?

„Wie wenig Du unterrichtet bist, Effendi," entgegnete beinahe geringschätzig der Emir. „Der Pascha der Italis erkennt uns Araber nicht als kriegführende Macht an, wir erschießen einfach unsere gegenseitigen Gefangenen. Die fünf It